



Christoph Benke | Wien

geb. 1956, Priester, PD Dr. theol. habil.,
Schriftleiter von GEIST & LEBEN

benke@geistundleben.net

Wenn der Boden schwankt

„Ich fühle mich so verloren ...“: Was ein Student im Gespräch seufzend hervorstieß, ging über eine momentane Befindlichkeit hinaus. Sein Statement war Klage und Hilfeschrei zugleich sowie Ausdruck eines Lebensgefühls, das immer mehr Menschen erfasst. Der Quellen, aus denen solche Verlorenheit sich speist, sind viele, mittlerweile oft genannt und analysiert: die Pandemie und ihre Nachwirkungen, die Teuerung, der Krieg in Europa, Trump und Musk (also Willkür statt Gesetz), Terror im eigenen Land, erstarkende politische Ränder auch dort, wo man es nicht für möglich hielt. Die Fülle an Informationen – wer kann sie noch verarbeiten? Manchmal schafft Googlen neue, zusätzliche Verwirrung. Die Komplexität der Verhältnisse – wer kann sie noch durchschauen? Die Rasanz der Innovationen (KI, ständig neue Software etc.) – wer kommt da noch mit?

Auf der einen Seite gerät die Welt des Normativen in der globalisierten, individualisierten Welt ins Hintertreffen, auf der anderen Seite hat sich eine Art „Werteüberschuss durch Wokismus“ (Manfred Prisching) entwickelt. Alle brauchen Gemeinschaft, Einbettung, Vertrauen und Anerkennung – also irgendeine „Heimat“. Aber wer fühlt sich noch auf welcher Ebene zugehörig und seiner selbst sicher? Und weil man sich zunehmend in dieser Welt nicht mehr „Zuhause“ fühlt, kann man sie immer weniger verstehen. Wenn der Boden schwankt, wird die Suche nach Halt vordringlich.

Den Religionen werden mehrere Funktionen zugeschrieben. Eine ist „Kontingenzbewältigung“: Der religiöse Zugang verspricht ein besseres Zurechtkommen mit der Unsicherheit und Endlichkeit des irdischen Daseins. Religion bietet eine Deutematrix und von daher Sinnggebung und Orientierung. Darin wird sich keine Religion zur Gänze wiederfinden. Doch selbst wenn einem bewusst ist, dass christlicher Glaube noch viel mehr sein kann und will als Zuflucht, Halt und Trost, wird niemand solche Bergung geringschätzen.

In der Sicht christlichen Glaubens ist alle Wirklichkeit worthaft (vgl. Gen 1–2; Joh 1,1–3). So enthält – ja: ist – jede Situation ein Wort. Ignatianische Spiritualität kann als „heiliges Zuhören auf die Realität“ (Javier Melloni Ribas SJ) verstanden werden.¹ Die Zumutung der Polykrise ließe sich auch als Verweis auf die Grundlagen jüdisch-christlichen Glaubens lesen, um sich erneut diese (im Wort-sinn) „zu Herzen zu nehmen“. Bekanntlich bedeutet die hebräische Wortwurzel von Amen „fest sein, zuverlässig sein“. Jedes Amen ist somit die Vergewisserung einer Grundentscheidung und jeweils ein kleines Taufgedächtnis: „sich fest machen in, sich verankern in, sich ausrichten auf Gott“.

Auch in der „Zeit im Jahreskreis“ bleibt die Osterkerze noch in Sichtweite. Die an der Kerze angebrachten Zeichen erinnern: Der Auferstandene ist das Alpha und das Omega. Unsere Herkunft aus dem dreifaltigen Gott, der in die Geschichte eingegangen ist, korrespondiert mit unserer letzten Zukunft. Von daher wäre es möglich, dem eingangs erwähnten Lebensgefühl der Verlorenheit die gläubige Zuversicht eines Gefundenseins entgegenzuhalten, das in der Tiefe unseres Seins bereits wirksam ist – und Frucht bringt. Der Vater hält immer schon Ausschau nach dem verlorenen Sohn: „Der Vater sah ihn schon von weitem kommen“ (vgl. Lk 15,20). Der Sohn in seiner Verlorenheit ist das Individuum, aber auch die Menschheit insgesamt.

Wir wissen nicht, was die nächsten Jahre bringen. Möglich, dass uns Manches aus dem Gleichgewicht kippt und sich über längere Zeit keine funktionierende Normalität einstellt. Die Physiotherapie kennt das Wackelbrett. Es ist ein Trainingsgerät, um den Gleichgewichtssinn zu schulen. Die Entwicklung einer „Fragilitätskompetenz“ (ein fürchterliches Wort) ist das Gebot der Stunde. Zunehmend ist die Fähigkeit gefragt, mit einer Unordnung, der wir nicht entrinnen können, zurechtzukommen, um einigermaßen im Gleichgewicht zu bleiben. Das gläubige Wissen um das Gefundensein durch das göttliche Gegenüber ermöglicht Gelassenheit. Solche in Gott, dem letzten Grund schlechthin, verankerte Gelassenheit ist eine gute Ausstattung, um der Verlorenheit zu begegnen. Eckhart bringt diese Ausrichtung „meisterlich“ auf den Punkt: „Genau so weit wie in Gott, so weit in Frieden. Was irgend von einem in Gott ist, das hat Frieden. Ist dagegen etwas von einem außerhalb Gottes, so hat es Unfrieden.“²

1 J. M. Ribas, *Was ist der fortwährende Beitrag der ignatianischen Spiritualität für heute? Söhne und Töchter einer Epoche des Wandels*, in: *KorrSpirEx* Nr. 125 = 73 (2024), 10–28, 27.

2 Meister Eckhart, *Predigt 7* („Populi eius qui in te est, misereberis“), in: Meister Eckhart, *Deutsche Werke* I. Frankfurt a.M. 1993, 89.